

Nenne dich nicht arm, weil deine Träume nicht in
Erfüllung gegangen sind; wirklich arm ist nur, der nie
geträumt hat.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

In Erinnerung an meinen langjährigen Studienfreund und
Reisekameraden Rainer Bergthaler

ROLF STEINGRUBER

AMERIKA EINMAL ANDERS

Mit einem Dollar pro Tag quer durch Amerika

EIN REISETAGEBUCH

©2024 Rolf Steingruber

Autor: Rolf Steingruber

Umschlaggestaltung: Buchschmiede von Dataform GmbH,
Wien

Lektorat: Manuela Tengler

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschmiede von Dataform GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN

Softcover: 978-3-99165-907-5

Hardcover: 978-3-99165-905-1

E-Book: 978-3-99165-906-8

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Verlage und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Der große Sprung über den Ozean.....	19
Erster Kontakt mit New York.....	21
Die lange Fahrt nach Westen beginnt	24
Weites, unendliches Kanada.....	29
Unser Praktikum beginnt.....	38
Fahrt zu einem der größten Staudämme der Welt.....	57
Praktikumsende - mit gefüllter Börse geht es weiter	61
Kleine Ruhepause vor der Weiterreise	73
Die kanadische Bergwelt ruft	75
Abenteuer Bärenland.....	88
Durch Kulturland an die Küste.....	96
Vancouver, eine Stadt mit gewissem Charme	98
Englisches Flair auf Vancouver Island.....	101
Wiedersehen mit den USA	117
Vom Regenwald Washingtons in die Halbwüste Nevadas.....	120
Die Zeit in Carson City.....	128
Aufbruch zum Großen Salzsee im Mormonenland	143
Steinerne Wunderwerke der Natur.....	151
Im Indianerland.....	160
Durch den trockenen Südwesten Amerikas.....	177
Gefährliche Begegnung im Land der Kakteen.....	183
Der Grand Canyon.....	191
Erosionsarbeit kann Meisterleistungen vollbringen	197
Las Vegas und das Tal des Todes – zwei echte Gegensätze	199
Ein Naturjuwel inmitten der Sierra Nevada	203
San Francisco.....	205

Unsere Rundreise schließt sich	208
Weiterreise gen Süden.....	227
Vivã Mexiko	236
In der Hauptstadt Mexikos	246
Der Vulkan Popocatepetl	254
Amerikas tiefer Süden	264
Letzte Etappe in Amerika	274
Der große Kreis schließt sich	277
Nachwort.....	298
Anhang	302

Vorwort

Wer träumte in jungen Jahren nicht von Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Wo einfache Leute mit etwas Geschick binnen kurzer Zeit Millionäre werden können und die Häuser so hoch sind, dass sie die Wolken ‚kratzen‘. Wo große Büffelherden auf den unendlichen Weiten der Gras bewachsenen ‚rolling prairie‘ dahinziehen, der gefährliche Grizzlybär in den riesigen Wäldern haust und in tief eingeschnittenen Canyons wilde Flüsse über die Felsen rauschen. Wo man bloß in den kiesigen Flussbetten zu graben braucht, um auf die kostbaren ‚nuggets‘¹ zu stoßen.

Zu diesen Träumern gehörte auch ich. Und ich träumte natürlich auch von den Ureinwohnern, den mutigen Indianern, die ohne Sattel auf gefleckten Pferden galoppierten und mit Pfeil und Bogen vergebens gegen weiße Eindringlinge ankämpften. Es waren vor allem diese Indianer, die mir wegen ihrer Tapferkeit und Kühnheit so imponierten. Allen voran der verwegene Stamm der Apatschen mit ihrem edlen Häuptling Winnetou, den ich von Anfang an bewunderte. Und ich war monatelang traurig, als ich eines Tages lesen musste, dass Winnetou durch die Kugel eines rücksichtslosen Goldjägers sein Leben ausgehaucht hatte.

Das also war mein ungetrübtes Bild von Amerika. Gewiss ein sehr naives, und wer es bis jetzt noch nicht erraten hat, dem sei es nun mitgeteilt: Es waren neben anderen Büchern vor allem die von Karl May, deren detaillierte Schilderungen mich so fasziniert haben. Nicht nur die einzelnen Darsteller, sondern auch die grandiosen Landschaften sah ich genau vor mir. Und die auf diese Weise in mir entstandene Fantasie

¹ Goldklumpen

schaffte letztlich Idealbilder von jenem Kontinent, der Amerika heißt.

Zum besseren Verständnis: Für mich beschränkte sich der Begriff Amerika auf Nordamerika, genau genommen auf das Gebiet der zusammenhängenden Staaten der USA.

So entstand bei mir schon als Schüler der sehnliche Wunsch, dieses Traumland einmal kennenzulernen. Doch es würde noch viel Wasser durch die Donau fließen, bis dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollte, nämlich erst gegen Ende meines Universitätsstudiums.

Verständlicherweise hat sich bis dahin auch mein verträumtes Amerikabild verändert. Dennoch blieb mein Wunsch aufrecht, das Land der Indianer einmal zu bereisen.

Allerdings war die Realisierung dieses Wunsches alles andere als leicht. Schließlich befindet sich zwischen Europa und Amerika ein enormes Hindernis: der mehrere tausend Kilometer breite Atlantik. Für dessen Überquerung kamen bloß das Schiff oder Flugzeug infrage. Das Schiff schied aus Zeit- und Kostengründen von vornherein aus und auch die Flüge hinüber schienen von der finanziellen Seite her in unerreichbarer Ferne zu liegen.

Doch zuallererst musste ich einen Gleichgesinnten finden, denn aus verschiedenen Gründen wollte ich diese große Reise nicht allein antreten. Zu meiner Überraschung war er bald gefunden. Kaum hatte meine Idee einer Amerikareise die Runde unter den Studienkollegen gemacht, war Rainer Bergthaler, ohne zu zögern, sofort dabei. Rainer kannte ich bereits sehr gut, hatte ich mit ihm drei Jahre zuvor mit einem Motorrad eine monatelange Nordlandreise bis hinauf zum Nordkap unternommen. Somit wusste ich, dass er ein zuverlässiger Reisekamerad war, den nicht so leicht etwas aus dem Gleichgewicht bringen konnte. Übrigens gab es für Rainer neben Abenteuerlust noch einen triftigen Grund, mitzumachen. Gleich im Anschluss an die Matura hatte er einen

einjährigen Aufenthalt in einem College in Nevada verbracht. So würde diese Reise eine gute Gelegenheit sein, alle Bekanntschaften aus dieser Zeit wiederzusehen. Noch einen erheblichen Vorteil brachte Rainer mit ins Spiel. Durch seinen Amerikaaufenthalt sprach er fließend Englisch. Für mich sehr beruhigend, denn meine Englischkenntnisse waren damals eher rudimentär.

Außer dem Wunsch einer Amerikareise hatten wir beide von Anfang an noch etwas gemeinsam: Keiner hatte genügend Geld für ein derart ambitioniertes Vorhaben. Eigentlich fast aussichtslos, unter solchen Voraussetzungen eine Reise über den Ozean zu planen. Und einmal die Überfahrten hin und zurück finanziell geregelt, war selbst bei bescheidensten Reiseansprüchen noch einiges an Mitteln nötig.

Doch wir ließen uns von diesen defätistischen Gedanken nicht abschrecken. Noch im Winter vor der im nächsten Sommer geplanten Reise begannen wir mit den Vorbereitungen. Erste Aufgabenstellung war für uns eine leistbare Möglichkeit, hinüber nach Amerika und zurückzufinden. Rainer machte bald über einen Bekannten einen preiswerten Flugtarif von Amsterdam nach New York ausfindig. Für nur 95 Dollar! Amsterdam liegt nicht gerade nebenan, aber wenn es sein muss, dann ist der Weg dorthin auch kein Hindernis. Über den Schweizer Studentenklub, deren Mitglieder vergleichsweise günstige Bedingungen für Flüge nach und von Amerika angeboten bekamen, erstanden wir für ‚nur‘ 500 Franken einen Rückflug von New York nach Zürich! Diese Beträge konnten wir gerade noch aufbringen, aber das war es auch schon.

Mit der Hin- und Rückreise nach Amerika unter Dach und Fach war der erste Schritt getan. Doch wir benötigten noch Geld für die lange Reise auf dem Kontinent. Nach einer Weile war auch sie geboren, die Idee in die richtige Richtung.

Für unser Studium mussten wir einige Monate Ferialpraktika nachweisen. Warum also nicht einen Teil davon in Amerika absolvieren und mit dem Verdienst die Reise finanzieren? Professor Czerny, Vorstand der Lehrkanzel für Baustatik, Festigkeitslehre und Brückenbau unserer Universität, wusste von einem seiner Studienkollegen, der nach Kanada ausgewandert war. In Edmonton, der Hauptstadt der Provinz Alberta, würde er ein Ingenieurbüro leiten. Allerdings liegt die Stadt nicht im Osten der USA, sondern weit davon entfernt am anderen Ende des riesigen Landes Kanada. Selbst von New York aus sind es noch mehrere tausend Kilometer bis dorthin.

Auch das war für uns kein Hinderungsgrund. Wir schickten unsere Bewerbungen ab und erhielten prompt eine Zusage für eine Beschäftigungsdauer von zwei Monaten. Monatliches Entgelt zweihundert kanadische Dollar. Ausgezeichnet. Damit waren wir in der Lage, die gesamten Reisekosten abzudecken. Natürlich unter der Voraussetzung eines stark eingeschränkten Ausgabenverhaltens.

Im Klartext: Außer den Flugkosten durften – fast – keine Fahrtkosten entstehen. Sämtliche Etappen mussten möglichst per Anhalter gemacht werden. Von der Haustüre weg und wieder zurück.

Das gleiche Ausgabenprinzip sollte für Nächtigungen gelten. Dafür haben wir uns ein winziges Zelt angeschafft, das als Unterkunft dienen würde. Es wog ganze zweieinhalb Kilogramm. Schließlich musste es ja die ganze Reise über auf dem Rücken getragen werden. Das Raumangebot im Zelt war auf das absolute Minimum zugeschnitten. Aber was macht man nicht alles, wenn für Nächtigungen kein Geld vorhanden ist.

Die Verpflegung bereitete uns die geringsten Sorgen. Erfahrungsgemäß ein bescheidener und gut kalkulierbarer Ausgabenfaktor. So würde für das Kochen der Mahlzeiten ein

kleiner Benzinkocher seinen Dienst tun, dazu ein Satz Kochtöpfe aus Aluminium. Alles Altbestände aus unserer letzten Skandinavienreise.

Zuletzt reservierten wir noch etwas Geld für Sonderausgaben wie Eintritte, Fahrkarten im Stadtbereich und Portogeld für Briefe.

Wie es sich später herausstellen wird, haben wir es mit dieser Methode tatsächlich geschafft, mit nur einem Dollar pro Tag (!) die gesamten Ausgaben für die Etappen per Anhalter abzudecken. Zugegeben, als ‚Kollateraleffekt‘ war ein gewisser Verlust an Körpergewicht nicht zu vermeiden.

Doch noch war es nicht so weit. Nach Klärung der Reisekosten bauten sich völlig unerwartet zwei weitere Hürden mit unbekanntem Schwierigkeitsgrad auf: die Beschaffung der Visa für die USA und Kanada.

An der Wiener US-Botschaft war nach Bekanntgabe unserer Reiseabsichten sofort eine deutliche Zurückhaltung zu spüren. So einfach durch die Vereinigten Staaten zu reisen, ginge nicht, lautete die erste Reaktion des Beamten. Auch käme ein Touristenvisum für uns nicht infrage. Punkt.

Weshalb nicht, wurde verschwiegen. Vielleicht gab es berechtigte Bedenken, dass wir irgendwo im Lande stranden und zu einem Sozialfall werden könnten? Von unserer kurzen Beschäftigung in Kanada wollten wir lieber nichts erwähnen. Wer weiß, vielleicht hätte das wieder unzählige Fragen aufgeworfen.

Dann die Überraschung: Falls wir allerdings einwandern wollten, könne man uns weiterhelfen, so der Beamte.

„Einwandern, nein, davon war nie die Rede“, dachten wir gleichzeitig.

Aber vielleicht überlegte der Botschaftsangestellte weiter: Als Einwanderer würden wir mit der Aufnahme einer Beschäftigung zu Geld kommen und damit dem Staat nicht zur Last fallen?

Wie auch immer. Was macht man nicht alles, wenn man auf dem Weg nach Kanada zuerst durch die USA fahren muss und nach dem Praktikum nochmals durch die USA reisen möchte? Dann eben als Einwanderer und so beantragten wir das entsprechende Visum.

Doch dafür seien besondere Auflagen zu erfüllen, erklärte uns die Visumabteilung. Schließlich müsse man ja wissen, um wen es sich bei diesen Einreisewilligen handelt.

Ein Fragebogen wurde uns ausgehändigt, eine mehrere Meter lange gefaltete Papierschlange mit 380 Fragen! Unglaublich, was die Amerikaner alles von uns wissen wollten. Neben Fragen über Geschwister, Eltern, Großeltern und deren Berufe samt sozialem Status erinnerte ich mich an eine besonders gut: Ob mein Vater in Stalingrad gekämpft habe? Hat er nicht. Aber was wäre passiert, hätte ich diese Frage mit „ja“ beantwortet? Jedenfalls dauerte es viele Stunden, bis das mühselige Werk vollbracht war.

Nach gut drei Wochen zermürender Wartezeit traf die positive Nachricht ein: Die Pässe mit den Visa wären abholbereit. Als wir aber in den Pässen nachsahen, war die Überraschung groß. Man hatte uns ein sogenanntes ‚Nonimmigrant-Visum‘ erteilt, was immer das auch heißen mag. Macht aber nichts. Hauptsache war, dass wir ein Visum in den Händen hatten.

Nicht ganz so schlimm war es bei den Kanadiern. Für die Arbeitserlaubnis mussten wir allerdings einwandern. Der Einfachheit halber stimmten wir dem zu und erhielten in kurzer Zeit die Visa. Was waren wir erleichtert, endlich diese kostbaren Stempel in unseren Pässen zu haben. An manchen Tagen der Wartezeit begannen wir schon an Alternativen zu denken. Immerhin waren wir mit dem zweiten Visum zu potenziellen Einwanderern Kanadas geworden.

Der Sommer des Jahres 1966 nahte. Noch schnell ein paar Prüfungen, dann war das Soll für das Jahr erreicht. Die große Reise auf die andere Seite unseres Erdballs konnte beginnen ...

Für das vorliegende Buch stand mir mein Tagebuch mit vielen wertvollen Eintragungen zur Verfügung. Unsere gesamte Reiseroute und zeitliche Abfolge konnten so getreu wiedergegeben werden. Etwas halfen mir auch die vielen nach Hause geschickten Ansichtskarten und Briefe und wie immer der Reisepass als Bestätigung für die eingetragenen Grenzüberschreitungen. Unterstützung beim Verfassen des vorliegenden Buches durch meinen treuen Reisepartner Rainer war nicht möglich. Er starb bereits vor mehr als zwanzig Jahren an einer unheilbaren Krankheit. Ich hatte jedoch ein paar Fotos von ihm, die ich in das Buch eingefügt habe.



Die erste Etappe in Europa

Kühl ist der Morgen des 22. Juni 1966. Zu Fuß breche ich von der elterlichen Wohnung in St. Pölten auf. Der große Rucksack lastet bald schwer auf den Schultern. Nach einem längeren Marsch stehe ich vor dem Einfahrtstor der Papierfabrik *Salzer und Söhne*. Dort auf dem weiten Areal steht ein Schwerlasttransporter. Sein Ziel ist Amsterdam. Für mich die ideale Mitfahrgelegenheit, die mir ein Bekannter vermittelt hat, denn in Amsterdam findet unser Abflug nach Amerika statt. Auch zeitmäßig passt die Fahrt gut mit dem Abflugtermin überein.

Gegen Mittag klettere ich mit dem Fahrer in die geräumige Fahrerkabine. Ein lautes Aufbrummen des Motors und der Koloss, ein Mercedes-Fernlaster vom Typ 1920, setzt sich langsam in Bewegung. Zügig kommen wir auf der Autobahn voran, das Wetter könnte nicht besser sein. Hinter Linz taucht die weithin sichtbare Bergkulisse des Traunsteins auf, dann vorbei am hübschen Mondsee mit seiner spiegelglatten blauen Oberfläche. Bald darauf ein kurzer Stopp in Salzburg, wo ein zweiter Fahrer zusteigt. Nach einigen Stunden Wartezeit an der deutschen Grenze zur Erledigung der Formalitäten setzen wir die Fahrt fort. Über München geht es weiter nach Norden. Um Mitternacht fahren wir an den fernen Lichtern von Nürnberg vorbei.

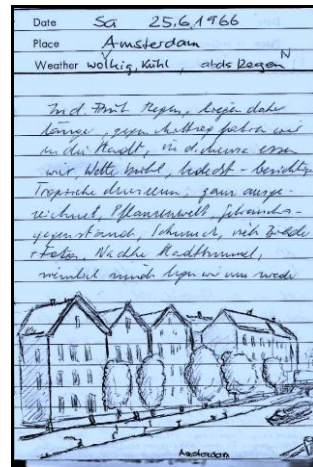
Unentwegt rollt der große Lastzug durch die Nacht. Würzburg und Frankfurt nehme ich nur im Halbschlaf wahr. Als der Morgen graut, verschlechtert sich das Wetter. Im Ruhrgebiet regnet es in Strömen. An der holländischen Grenze heißt es, wegen der Zollformalitäten erneut zu warten. Nach fünf Stunden ist der Weg frei und wir gelangen über Arnheim nach Breda. Ein Teil der Fracht wird abgeladen.

Weiter auf schönen Straßen durch plattebenes Land mit gepflegten Ortschaften erreichen wir bei heiterem Wetter gegen Abend Rotterdam, wo erneut ein Teil der Fracht abgeladen wird. In einer kleinen Gaststätte kann ich mich wieder richtig satt essen, das erste Mal seit der Abfahrt von St.Pölten. Die beiden Fahrer nehmen ein Hotel, ich dagegen ziehe die unentgeltliche Übernachtung in der Fahrerkabine vor.

Zeitlicher Aufbruch nach Den Haag, wo das Gros der Fracht abgeladen wird. Dann rollen wir entlang endloser Entwässerungsgräben mit Pumpstationen bis zum Ziel unserer Fahrt: Amsterdam. Es ist früher Nachmittag. Mit einem herzlichen Dankeschön trenne ich mich von den beiden Fahrern, gehe zum Bahnhof und hinterlege meinen Rucksack. Von der schweren Last befreit, macht der Stadtbummel gleich mehr Spaß. Noch habe ich etwas Zeit, das vereinbarte Treffen mit Rainer ist erst um 18 Uhr.

Amsterdam entpuppt sich mit seinen vielen Grachten als wirklich reizende Stadt. Auf schmalen Gassen wandere ich etwas ziellos entlang von Häuserreihen mit alten, aber gut erhaltenen Gebäuden. Überall herrscht reges Leben und Treiben mit auffallend vielen Radfahrern, die sich recht geschickt durch den dichten Verkehr lavieren. Auffallend schnell fahren auch die Straßenbahnen.

Am Hauptpostamt wartet bereits mein Reisegefährte Rainer auf mich. Pünktlich um 18 Uhr, so wie vereinbart. Nach



Ausschnitt aus meinem
Tagebuch -
Amsterdam mit seinen
Grachten

kurzem Austausch über die getrennt erfolgte Anreise kann es nun gemeinsam weitergehen. Rasch ein kleines Abendessen in der Mensa der nahe liegenden Universität. Eine von Rainer in der Zwischenzeit ausgekundschaftete Möglichkeit, günstig essen zu können. Beim anschließenden Stadtbummel geraten wir unabsichtlich ins Rotlichtmilieu. Die Damen sind aber keineswegs aufdringlich und lassen uns schon nach kurzem Wortwechsel in Ruhe.

Regen setzt ein, wir holen meinen Rucksack vom Bahnhof und fahren mit der Straßenbahn hinaus zum Campingplatz. Dort hat Rainer in dem eigens für diese Reise gekauften Zelt bereits die erste Nacht verbracht. Im ersten Augenblick bei mir nur ein Kopfschütteln. Vor mir steht ein Zelt von grüner Farbe, einen knappen Meter hoch und gerade so breit, dass zwei Personen möglichst gestreckt darin liegen können. In diesem winzigen Ding sollen wir monatelang schlafen? Nun denn, warten wir's ab, wie die erste Nacht zu zweit in dieser neuen Art von Unterkunft verlaufen wird. Und es ist schon klar, dass voraussichtlich noch viele Nächte folgen werden.

Das Zelt ist tatsächlich so beengt, dass das Aufstehen und Niederlegen nur in genau festgelegter Form erfolgen kann. Auch stellen wir schon in der ersten Nacht fest, dass in dem niedrigen Zelt ein Aufrichten des Oberkörpers nur mit eingezogenem Kopf und gekrümmtem Rücken möglich ist. Unschwer vorzustellen das umständliche Aus- und Anziehen der Kleidung. Das kann jeweils nur einer im Zelt durchführen und verlangt vom Zweiten geduldiges Warten. So hat am Morgen der erste mit angezogener Kleidung gleich das Zelt zu verlassen und am Abend wartet einer draußen, bis er von innen grünes Licht erhält. So ist es. Selbst auf kleinstem Raum ist alles nur eine Sache der Abstimmung und Routine ...

Noch zwei Tage bis zum Abflug nach Amerika.

Heftiger Regen peitscht an die Zeltwände. Vorerst kein Grund zum Aufstehen. Gleichzeitig ein erster erfolgreicher Test: Das Zelt bleibt innen trocken. Nach dem Nachlassen des Regens treibt uns der Hunger in die Mensa, wo wir zu Mittag essen. Kühl und regnerisch ist es, der Himmel weiter bedeckt. Bei diesem Wetter ist ein Museumsbesuch der ideale Zeitvertreib. Als nächstliegendes bietet sich das Tropische Museum an. Mit großer Begeisterung betrachten wir die mit viel Einfallsreichtum und Sorgfalt dargestellte üppige Pflanzenwelt. Viele Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke der in den tropischen Breitengraden lebenden indigenen Bevölkerung² sind ausgestellt. Zahlreiche Bilder und Fotos vervollständigen die umfangreiche Sammlung. Anschließend ein kleiner Stadtbummel, gefolgt von der Nachtruhe in unserer kleinen Behausung, die noch immer etwas gewöhnungsbedürftig ist.

Letzter Tag in Europa. Am Vormittag besuchen wir das Stadtmuseum. Es sind vor allem die Bilder von Van Gogh, die uns gefallen. Alles andere ist moderne Kunst, bunte Farbleckse und nichtssagendes Gekritzel spricht uns wenig an. Nachmittags kochen wir ausgiebig, denn wer weiß, wann es wieder etwas zu essen geben würde. Auf dem billigen Flug, so meinen wir, würde es sicher nichts geben.

Ein Bus bringt uns zum Flughafen Schipol. Über drei Stunden noch bis zum Abflug. Gelegenheit, einen Blick in das danebenliegende Luftfahrtmuseum zu werfen. Hätte nicht sein müssen. In der noch verbleibenden Zeit möchten wir auf der Besucherrampe dem Starten und Landen der Flugzeuge zusehen. Doch ein kalter Wind treibt uns bald in die Abflughalle. Um 20 Uhr erfolgt die Gepäckaufgabe, dann

² Vorzugsweise aus den ehemaligen niederländischen Kolonien

heißt es warten. Unglaublich viel Betrieb herrscht in den großen Hallen des Flughafens.

Der große Sprung über den Ozean

Mit einstündiger Verspätung trifft unsere Maschine aus den USA ein, eine DC 8 der *Seaboard-Airways*. Endlich der Aufruf zum Einsteigen, gefolgt von heftigem Gedränge bis zu unseren Sitzplätzen. Weit vorne in der Kabine sitzen wir gemeinsam mit einer jungen amerikanischen Studentin in einer Reihe. Die Spannung steigt. Nicht, wie vielleicht so mancher nun vermuten würde der jungen Amerikanerin wegen. Nein, es ist der erste wirklich große Flug in die Ferne, noch dazu über den Ozean! Wohl nicht der allererste Flug in meinem Leben. Diese Erfahrung durfte ich schon zwei Jahre zuvor von Port Sudan nach Kairo machen.³

Endlich, es ist bereits 23 Uhr, starten die Düsentriebwerke und das schwere Flugzeug setzt sich langsam in Bewegung. Rasch und ungeordnet durchqueren unzählige Gedanken meinen Kopf. Auch ein wenig Unsicherheit schwingt mit. Hoffentlich schafft es die schwere Maschine, den anderen Kontinent zu erreichen. Draußen herrscht noch schwaches Dämmerlicht, als die Maschine geräuschvoll abhebt. Ein leichtes Zittern erfasst die Kabine. Unter mir sehe ich ganz schwach die Küste, dann nur noch das dunkle Meer.

Später ziehen unter uns helle Wolkenfelder hinweg, dazwischen immer wieder kurz die Lichter von England, das wir gerade überfliegen. Der Mond geht auf und lässt die unter uns liegende Wolkenschicht hell erstrahlen.

Vor Aufregung kann ich kein Auge zudrücken, zumal wir noch völlig unerwartet verpflegt werden. Ein wirklich

³ Siehe mein Buch *Weit ist der Weg nach Daressalam*, Röll-Verlag/Deutschland.

willkommener Service von einer sehr freundlichen Stewardess. Nach und nach entwickelt sich mit der neben mir sitzenden Amerikanerin ein Gespräch. Mit meinem leidlichen Englisch muss ich mir ziemlich viel Mühe geben, schließlich ist meine Gesprächspartnerin mit dunklem, lockigen Haar auch noch recht hübsch. Doch die fortgeschrittene Zeit und das monotone Brummen im Flugzeug sind letztlich stärker und lassen mich zeitweise einnicken.

Laut den Anzeigen im Flugzeug fliegen wir in einer Höhe von 11.000 Metern. Um ein Uhr morgens nach europäischer Zeit überfliegen wir Island. Draußen herrscht Dämmerlicht. Am östlichen Horizont leuchtet ein wunderschönes Morgenrot, das gegen drei Uhr wieder erlischt.

Knapp vor der Landung in New York ertönt aus den Lautsprechern, dass wir Landeverbot hätten. Weshalb, wird nicht verlautbart. Eine gute dreiviertel Stunde kreist die Maschine über der großen Stadt, deren Lichter deutlich zu sehen sind. Dann dreht sie ab und landet in Boston. Wiederum warten. Nach eineinhalb Stunden Weiterflug nach New York, wo wir am 27. Juni um 5h 45 Lokalzeit endlich landen dürfen. Nach insgesamt sechzehn Stunden im Flugzeug!

Mit einem merkwürdigen Gefühl im Bauch steige ich langsam die steile Treppe vom Flugzeug hinunter auf den Betonboden. Was würde uns nun als sogenannte ‚Non-Immigrants‘ hier erwarten, wie es in unseren Pässen vermerkt ist? Als Startkapital hat jeder von uns ganze dreißig Dollar in der Tasche. Das muss für die lange Anreise bis ins ferne Westkanada reichen.

Plötzlich werden meine Gedanken abgelenkt. Mit regelrechtem Erstaunen verfolge ich einen ungewöhnlichen Vorgang, der sich direkt vor unseren Augen abspielt. Die neben uns gesessene junge Amerikanerin, kaum ausgestiegen, kniet nieder, beugt ihren Oberkörper herab und küsst mit ausgebreiteten Armen den Beton, ihren geliebten amerika-